

Hütten-Zeitung

der

Abteilung Schalke

Gelsenkirchener Bergwerks-Aktien-Gesellschaft

5. Jahrgang

Zuschriften sind unmittelbar an die Schriftleitung der Hütten-Zeitung zu richten.

25. Juni 1925

Nachdruck mit Quellenangabe erwünscht, sofern nicht ausdrücklich verboten.

Nummer 19



Die Rheinbrücke bei Bonn, ein Meisterwerk deutscher Ingenieurkunst.

Sicherheit.

Jetzt kennen wir auch den deutschen Vorschlag und die Erwiderung Frankreichs auf den Vorschlag eines

Sicherheitspaktes.

Deutschland will sich mit einem Pakte einverstanden erklären, der die am Rhein interessierten Mächte England, Frankreich, Italien und Deutschland für eine noch festzulegende längere Periode, zu treuen Händen der Regierung der Vereinigten Staaten, verpflichtet, keinen Krieg gegeneinander zu führen. Es will ferner den jetzigen Besitzstand am Rhein verbürgen und entsprechende Schiedsverträge abschließen, die auch die Entmilitarisierung des Rheinlandes umfassen sollen.

Die französische Antwort

auf diese Vorschläge ist nun doch etwas anders ausgefallen, als man uns bisher glauben machen wollte. Zunächst steht kein Wort von einem Durchmarschrecht durch Deutschland für Frankreich darin. Frankreich hält vor einer mündlichen Verhandlung die Klärung mehrerer Fragen für notwendig und zwar zunächst die des

Eintritts Deutschlands in den Völkerbund.

Dieser Eintritt wird gewissermaßen als eine Vorbedingung für den ganzen Pakt gefordert. Bedingungslos sollen wir also diesen Schritt tun, der für uns, die wir gänzlich entwaffnet sind, die allerschwersten Folgen haben kann.

Weiter wird mit besonderem Nachdruck darauf verwiesen, daß unter keinen Umständen die Bestimmungen der geschlossenen Friedensverträge durch diesen Pakt verletzt oder gemindert werden dürfen. Auch müßten Frankreich und seine Verbündeten das Recht behalten, sich jeder Nichterfüllung dieser Vertragsbestimmungen zu widersetzen. Auch dürfe der Pakt weder die Bestimmungen des Vertrags über die Besetzung der rheinischen Gebiete noch die Erfüllung der in dieser Hinsicht im Rheinlandabkommen festgesetzten Bedingungen berühren. Das ganze Abkommen soll endlich durch den Völkerbund getragen und unter seine Obhut gestellt werden. Die Mitwirkung der Vereinigten Staaten (— die bekanntlich mit dem Völkerbund nichts zu tun haben wollen —), wird dankend angenommen. Erst nach Erfüllung dieser Vorbedingungen erklärt sich Frankreich zu Verhandlungen bereit.

Zu dieser Antwort ist noch ein Blaubuch der französischen Regierung erschienen, das sie näher erläutert. Das Eine steht fest, daß in ihr so viele überaus schwierige Fragen aufgeworfen sind, daß eine baldige Lösung nicht zu erwarten ist. Wenn es nicht gelingt, eine einfache, vom besten Willen aller Teile getragene Form für ein solches Abkommen zu finden, die ohne alle Verkläuterungen und Hintergedanken abgefaßt wird, auch ohne uns, wider unseren Willen in den Völkerbund hineinzuzwängen, gegen den sich auch andere große Völker sperren, so wird noch viel Wasser den Rhein hinabfließen, ehe der schöne Gedanke eines Sicherheitspaktes verwirklicht wird. Wir haben zuerst die Hand dazu geboten. Nun müßten die anderen auch etwas tun.

Während man in Europa von Frieden und Sicherheit redet, bereitet sich trotz Völkerbund und aller schönen Abkommen im fernen Asien etwas vor, das ganz nach einem Kriege größten Stils aussieht.

Die Erhebung Chinas

Ist zur Tatsache geworden. Während die sogenannten „Mächte“, zu denen damals auch Deutschland zählte, vor dem Kriege in China allerhand Vorrechte erlangt hatten und den Chinesen, auf die der Weltkrieg auch nicht ohne Einfluß und Erkenntnis geblieben ist, während des Krieges durch Großbritannien und Amerika gegen ihre Hilfeleistungen alle möglichen Selbständigkeiten versprochen wurden, die hinterher natürlich nicht gehalten wurden, ist in diesem großen Volke jetzt mehr und mehr der Drang nach Unabhängigkeit erwacht. Der Streik in Schanghai, wo die chinesischen Arbeiter für 60 Pfennig pro Tag für die englischen und japanischen Unternehmer in den Baumwollspinnereien arbeiten mußten, gab den Anstoß. Jetzt steht ganz China in Flammen. Alle Bevölkerungskreise, nicht zum wenigsten die Studenten und die von ihnen gezwungene Regierung, sind gegen die „Mächte“ aufgestanden, denen Deutschland glücklicherweise jetzt nicht mehr angehört und die gegen solche Uebermacht zu „Ohnmächten“ geworden sind. Es ist schon so weit gekommen, daß der Abbruch der diplomatischen Beziehungen gemeldet und eine Kriegserklärung an Großbritannien erwartet wird. Auch Japan bildet einen Gegenstand grimmigsten Hasses in China, weil es des öfteren seine Gier nach chinesischem Boden gezeigt hat.

Es läßt sich noch gar nicht absehen, zu welcher ungeheuren Folgen alles das führen kann. Es ist leicht möglich, daß dort eine gewaltige nationale Erhebung sich Bahn bricht, die vieles in Asien auf den Kopf stellen wird. Zweifellos schlummern in dem vielbedrückten chinesischen Volke noch viele Kräfte, die bisher nicht zur Entfaltung gekommen sind. Die uralte Kultur dieses Volkes gibt ihm zweifellos größere Rechte, als es sie bisher im Rate der Völker genossen hat. Keinecke Bok.

Wirtschaftlicher Rundfunk.

Die Lage in Deutschland geht der Entwicklung in den meisten anderen Ländern parallel, wenn auch natürlich durch den in Deutschland herrschenden Kapital- und Kreditmangel sowie durch die hohen Steuern, Bahntarife usw. die Absatzkrise weiter verschärft wird. Für die derzeitigen Schwierigkeiten ist die beträchtliche Anzahl der Konkurse und Geschäftsaussichten ein bedenkliches Zeichen. Besonders haben sich die Konkurse in der letzten Zeit auch auf diejenigen Branchen erstreckt, die auf Grund der zu Beginn des Jahres durch die damals reichlich fließenden Auslandskredite künstlich hervorgerufenen Konjunktur mit einer gleichbleibenden oder sogar wachsenden Aufnahmefähigkeit des Publikums gerechnet haben; so sehen wir Schwierigkeiten im Textilhandel, in der Tabakbranche u. a. Nur verhältnismäßig wenig Wirtschaftszweige können einen lebhaften Geschäftsgang und vor allem ein befriedigendes Exportgeschäft verzeichnen. Es handelt sich hierbei vornehmlich um solche Gewerbe, die eine Art Produktionsmonopol genießen, wie z. B. die deutsche Kaliindustrie, die sich jetzt nach Einigung mit den elbassischen Kaliwerken in einer guten Position befindet.

Im besonderen Maße ist weiterhin der Ruhrbergbau von der schlechten Wirtschaftslage heimge sucht. Kein Zeichen einer Besserung ist sichtbar. Die Gesamtbelegschaft im Ruhrkohlenbergbau beträgt z. Zt. 460 000 Mann gegen 430 000 Mann im Jahre 1913. Vom 1. Juni 1924 bis zum 1. April 1925 mußten etwa 23 000 Arbeiter entlassen werden, die jedoch an anderer Stelle ohne weiteres wieder eingestellt werden konnten. Dieses Unterkommen an anderen Arbeitsplätzen wird neuerdings immer schwieriger, da auch die bisher besser arbeitenden nördlichen Zechen zu Einschränkungen und sogar Entlassungen gezwungen sind. In der ersten Juniwoche betrug die Zahl der Feierlichkeiten in 36 Fällen 59 281. Das Kohlen Syndikat hat ab Juli eine weitere Förderungseinschränkung von 10 Prozent vorsehen.

Noch schlimmer als bei uns sieht es in diesem Falle in England aus, weil England noch mehr als Deutschland auf den Export der Kohlen angewiesen ist. Die Zahl der Arbeitslosen ist dort gerade in den letzten Monaten außerordentlich gestiegen.

Auch in der Eisenindustrie ist eine Verschlechterung der Marktlage eingetreten, die viele Werke zu Einschränkungen zwingt. Der Absatz beginnt auch hier zu stocken. Die Aufträge der Hauptverbraucher fehlen. Nach einer bisher nicht bestätigten Meldung soll sich allerdings die Reichsbahn zur Herausgabe eines größeren Auftrags



entschlossen haben. Das wäre immerhin ein Anfang. Bis zur wirksamen Besserung der ganzen Lage ist es aber dann noch recht weit.

* * *

Seit dem 15. Juni befindet sich Deutschland in einem regelrechten Zollkrieg mit Polen. Nach dem Versailler Vertrag war Deutschland verpflichtet, monatlich 500 000 Tonnen Kohlen aus Oberschlesien von Polen abzunehmen, wofür es trotz seines eigenen Ueberstandes an Kohlen 5 Millionen Mark monatlich zu zahlen hatte. Jetzt endlich hat für uns die Stunde der Befreiung von dieser lästigen und kostspieligen Verpflichtung geschlagen. Polen hätte wohl allen Grund gehabt, in den mit uns zu führenden Handelsvertragsverhandlungen dieses Datum zu berücksichtigen. Aber seine Unterhändler und seine Regierung waren von einer solchen Ueberheblichkeit, daß es bisher ganz unmöglich war, zu einem einigermaßen vernünftigen Ergebnis zu gelangen, und zwar, obwohl es von deutscher Seite nicht an gutem Willen zur Verständigung gefehlt hat. Wir hatten sogar angeboten, monatlich 60 000 Tonnen Kohle abzunehmen. Aber das war den Herren in Warschau nicht genug. Sie glaubten mit dem „besiegten“ Deutschland ganz anders umspringen zu können. Daß es bei einem vertragslosen Zustand selbst den Kürzeren ziehen würde, scheint Polen erst jetzt klar geworden zu sein. Denn nach den neuesten Meldungen hat es sich bereit gefunden, um die Folgen eines Zollkrieges zu vermeiden, von sich aus Deutschland ein neues Angebot zu machen, um so bis zum Abschluß eines Handelsvertrages wenigstens ein erträgliches Uebergangsstadium zu schaffen.

* * *

Unterdessen machen unsere Handelsvertragsverhandlungen mit den anderen Staaten Fortschritte. Es scheint sogar, als ob wir mit Frankreich einig werden würden. Nachdem die Industriellen beider Länder die Wege auf den wichtigsten Handelsgebieten — Kohle und Eisen — geebnet hatten, sind die Verhandlungen der deutschen und französischen Unterhändler von neuem aufgenommen und in ein entscheidendes Stadium getreten. Es wäre dringend zu wünschen, daß es bald zu einer Verständigung käme, damit aus dem jetzigen Uebergangszustand ein dauernder wird.

Auch mit Italien, so heißt es zuversichtlich, ist ein baldiger Abschluß zu erwarten.

* * *

Im Reichstag stehen sehr wichtige Beschlußfassungen über wirtschaftliche Fragen bevor. Die Reichsregierung hat sich mit einer Senkung der Umsatzsteuer zum 1. Oktober 1925 einverstanden erklärt. Auch die Vermögenssteuer soll neu geregelt werden. Dann kommt die vielumstrittene Zollvorlage an die Reihe, zu der der Reichswirtschaftsrat eine Reihe Bedenken geäußert hat. Preußen hat beschlossen, im Reichsrat seine Stimme für eine Ablehnung der Mindestzölle für Getreide abzugeben, und an die Stelle der bisher geltenden Zollsätze von 7,— Mk. für Roggen und 7,50 Mk. für Weizen Höchstzölle von 3,— Mk. für Roggen und 3,50 Mk. für Weizen festzusetzen. Luz.

Industrie und Landwirtschaft.

Die deutsche Volkswirtschaft steht mitten in einer Krise, wie sie in auch nur annähernd gleichem Ausmaß kaum je dagewesen sein dürfte. Für uns, denen das mit dem täglichen Anblick überladener Kohlenhalben, stillgelegter Werke, feiernder Arbeiter wahrlich deutlich genug vor Augen geführt wird, bedarf das vollends keiner Befräftigung. „Absatzmangel“ heißt das Schreckgespenst, das seine Krallen würgend an die Schlagadern von Handel und Wandel legt — und manchmal scheint es, als müßte kein Mensch mehr Rat, als sei kein Führer mehr da, den Weg aus diesen Nöten zu finden.

Aber das scheint eben nur so! Wohl sind Männer da, die klar erkennen, was getan werden muß — aber noch fehlt es ihnen an der nötigen Gefolgschaft! So hat z. B., woran dieser Tage in der „D. B.-Z.“ erinnert wurde, auf der kürzlich in Bonn stattgefundenen Tagung des Vereins deutscher Eisenhüttenleute in der Erörterung, wie der deutschen Volkswirtschaft aufzuhelfen, wie der bedrohlichen Kohlenkrise abzuwehren, der allgemeine Absatzmangel durch Herbeibringung zahlreicher und lohnender Aufträge zu beseitigen sei, Herr Dr. Bögler die Mahnung ausgesprochen, das Auge auf den Inlandmarkt zu richten, und das Zusammenwirken von Industrie und Landwirtschaft ernster zu betreiben. In seiner mit allgemeinem Verständnis aufgenommenen Rede wies Dr. Bögler darauf hin, wie eine Bevölkerung von annähernd sechzig Millionen frei von Zollschranken und sonstigen Plackereien, denen die deutsche Ausfuhr ausgesetzt ist, im eigenen Lande wohne, die an fast allem, was Gewerbe und Industrie erzeuge, einen überaus großen Bedarf habe, und die, wenn sie kaufkräftig sei, der ganzen deutschen Volkswirtschaft zu voller Blüte verhelfen könne.

Herr Dr. Bögler hat dabei besonders auf die viele Millionen zählende landwirtschaftliche Bevölkerung hingewiesen, und hier liegt in der Tat eine Quelle, die, wenn sie aufgeschlossen werden könnte, die gesamte wirtschaftliche Tätigkeit im Lande befruchten könnte. Denn wie liegen da die Dinge? Tausende und abertausende Höfe, große, mittlere und kleine Güter sind in der Inflationszeit, aber auch schon in den ersten Jahren der Nachkriegszeit, von ihren hypothekarischen Schulden frei geworden. All dieser schuldenfreie Besitz sehnt sich danach, Reparaturen, Verbesserungen, Erweiterungen, vornehmen zu können, Neubauten zu errichten, Maschinen, Geräte, Tiere anzuschaffen, sich auf bessere Betriebs-

weisen einzurichten. Wenn es gelänge, den erforderlichen Kredit in absolut sicherer, hypothekarischer Form zu erhalten, wenn auch nur in der Höhe eines Viertels der Vorkriegszeit, dann würde von hier aus sich geradezu ein Strom von Aufträgen auf Industrie und Gewerbe ergießen, Vertrauen und wohl begründete Hoffnung würden das ganze Volk beleben. Durch die natürliche Auswirkung würden alle Kreise von der Wiederbelebung des Geschäfts erfaßt und das, was man eine gute Konjunktur nennt, würde sehr bald und auf der solidesten Grundlage geschaffen werden. Denn wo wäre eine solidere Grundlage zu finden als diese? Und ist es nicht klar, daß die Wiederbelebung und der Wiederaufbau von dieser absolut sicheren Grundlage, vom vaterländischen Boden, ausgehen muß?

Hier liegt ein Problem, einfach und ehrlich in allen seinen Aspekten, an das alle Berufenen und Kundigen ihre ganze Kraft setzen müßten. Regierung, Parlament, Reichsbank und Privatbanken, Wissenschaft und Praxis.

Zum gleichen Gegenstand hat — wenn auch unter anderem Gesichtswinkel — kürzlich der Reichsernährungsminister Graf Kanitz Stellung genommen, indem er gelegentlich eines vor zahlreichen Industriellen gehaltenen Vortrages etwa ausführte:

„Es liegt meines Erachtens im ureigensten Interesse der Industrie, wenn sie, wie es ja auch erfreulicherweise geschieht, ihre Aufmerksamkeit in gesteigertem Maße dem Gedeihen der Landwirtschaft als der Hauptträgerin des deutschen Binnenmarktes zuwendet.“ Der Minister ist dann auf die Frage zu sprechen gekommen, ob es überhaupt notwendig sei, die Landwirtschaft lebensfähig zu erhalten, und er hat dabei ausgeführt: „In weiten Teilen des Volkes und auch in gewissen Kreisen der Industrie, soweit sie nur auf Export eingestellt ist, hat ja bekanntlich die Frage, ob man nicht die deutsche Landwirtschaft ruhig der Extensivierung überlassen solle, weil sie doch immer teurer produziert als die aus-

ländische, eine ganz besondere Rolle gespielt. Es gibt auch heute noch weite Kreise, die behaupten, es habe keinen Sinn, die deutsche Landwirtschaft auf einer intensiven Höhe zu halten, weil man ja das Brotgetreide und auch das Fleisch von Uebersee letzten Endes billiger bekäme. Ich glaube, daß eine solche Ansicht ein ganz gefährlicher Trugschluß ist. In einer intensiv arbeitenden, also für Industrieprodukte stark aufnahmefähigen Landwirtschaft eröffnen sich, vor allem in Anbetracht der fortschreitenden Technisierung der Landwirtschaft ungeahnte nationale Werte.“

Jammert nicht!

Jammert nicht, daß die Zeit so hart!
Zeit ist eisernes Wollen und Wagen,
Ist ein gläubiges Brückenschlagen
Aus umdüstelter Gegenwart
Zu lichten und zu schöneren Tagen.

Hilft kein Klagen und hilft kein Flehen!
Trotzt und beißt die Zähne zusammen,
Helst die Pfeiler ins Strombett rammen,
Brückensjoch auf Joch erstehen,
Daß wir über die Fluten gehen.
Jenseits leuchtet lockendes Licht —
Schafft und helst, aber jammert nicht!

Heinrich Kuppel.

Wo der Krieg rasste.

Mit dem Motorrad durch Westflandern.

Ein gleichgültiger Alter sitzt rauchend auf der Bank vor seiner Steinbarade an der belgisch-holländischen Grenze. Schwerfällig macht er die fünf Schritte zu unserer Maschine, flüchtig prüft er Trippstange und Nummer des Wagens, fragt nicht nach Woher und Wohin, verlangt weder Paß noch Visum zu sehen, gibt uns nach kaum einer Minute den Weg frei.

Etwas südlich von dieser Stelle zog sich vor Jahren der von einer kleinen Armee graubärtiger deutscher Landstürmer bewachte doppelte Drahtzaun entlang, elektrisch geladen, todbringend jedem, der versuchen wollte, die Grenze zwischen Krieg und Frieden zu überschreiten.

Wo ist all dieser Stacheldraht geblieben? Da haben wir ihn schon: der Bauer umfriedet mit dem reichlich vorhandenen Material Haus und Garten, Hof und Feld. Die Grenze aber ist frei, und ratternd jaust die „Indian“ auf der Chaussee nach

Antwerpen.

Die Straße ist gut. Kriegshandlungen haben sich hier nicht abgespielt, denn Antwerpen wurde von Süden und Südosten eingenommen; nur die flüchtigen Ströme dieses Weg entlang. Ab und zu ein einsames Sperrfort, ein verlassener, halbverfallener Geschützstand.

Die Vorstadt Miergen. Der ragende Turm der Kathedrale, deren schöne Spitze ein Gerüst verbirgt, das breite Band der Schelde sind uns Richtungszeiger. Der lebhafteste Verkehr zwingt zu beschaulicher Fahrt. Da sind Häuser, die man kennt, Straßen, die man oft durchquerte. Antwerpen, schwermütlich gleicht es in seinen alten Teilen Alt-Hamburg. Alle Französisierungsbestrebungen fallen hier nicht nur auf unfruchtbaren Boden, begegnen vielmehr offener Feindschaft. Die flämisch-aktivistische Bewegung hat erstaunlich zugenommen, freilich nicht in dem Sinne, wie sich das der während des Krieges vom deutschen Gouvernement eingeführte „Rat von Flandern“ gedacht hatte.

Nähe der Kathedrale, am Schoonmarkt, war das Viertel, das unter der Beschlebung Anno 14 stark gelitten. Die Ruinen stehen zwar nicht mehr, aber man hat auch nicht neu aufgebaut. Ein hoher Bretterzaun umgibt den Platz.

Am Abend sind die Straßen wenig belebt, die Unterhaltungsstätten aber gut besucht. In der Oper gibt es Wagner, Urlus singt am letzten Tag des Ringes in der „Götterdämmerung“. Man kann, wenn man das nicht allzu herausfordernd tut, ruhig deutsch sprechen, im Hotel sich als Deutscher eintragen, ohne belästigt zu werden. Einen besonderen Deutschenhaß scheint nur der Antwerpener Handschuh- und Krawattenhandel zu verspüren. An drei Geschäften dieser Art kleben die bekannten Greuelplakate, befanden sich Schilder mit der den Umsatz hebenden Ankündigung, daß „Boches“ das Vergnügen hätten, 50 Prozent Aufschlag zu bezahlen. Daneben ein Kino, das ankündigt: „Juri, der Gilm der Menschlichkeit“.

Nach Gent.

Den ungestümen Vorwärtsdrang hemmt die brückenlose Schelde. Der Wind peitscht Wolken und Wellen, die schmutziggelb im Strom sich wiegen. Wenige Schiffe im Hafen, fast alle unter belgischer Flagge. Am Kai liegt die Annersville unter Dampf. Sie wird morgen den Prinzen Leopold aufnehmen zur Fahrt in die Kolonien, den Königssohn, der auf den überall aushängenden Postkarten ein verträumt-elegisches Gesicht zur Schau trägt.

Zwischen Ford-Chassis und Petroleumkarren eingekengt, erreichen wir das andere Ufer, den „Kopf von Flandern“. Endlich werden wir frei, rattern in die Ferne. Die Straße ist ausgezeichnet. Ohne Aufenthalt, denn Interessantes ist unterwegs nicht zu sehen, weder St. Nicolas noch Loderen bieten Reize, erreichen wir vor Mittag noch Gent, die Hochburg der flämischen Intelligenz.



Nähe beim Belfried ein neues Kriegerdenkmal, in Stil und Material schlecht zur Umgebung passend. Bunte Farben tupfen zwischen das alte Gemäuer die Blumenfrauen mit ihren Ständen, die blühen und duften.

Am Kanal entlang rattern wir nach

Brügge,

der Stadt, die nichts ist als Vergangenheit. Daß sie einst zweihunderttausend Einwohner hatte, mag übertrieben sein. Daß sie reich und mächtig war, davon zeugen heute noch die wundervollen alten Bauten, die noch schöner wirken, hätte zwischen ihnen und um sie herum nicht die Nachwelt ihren schlechten Geschmack zuhause geschickt. Von den mehr als dreitausend Engländern, die

Mit diesen Anschauungen findet der Minister nicht nur bei der gesamten Industrie — die von ihm erwähnten Kreise sind doch wohl ziffernmäßig ganz unbeachtlich — sondern in allen einsichtigen Kreisen das vollste Verständnis. Die Erfahrungen der Kriegs- und Nachkriegszeit sind doch noch allzu lebendig und jede künftige Blockade, die sich nicht einmal gegen uns zu richten brauchte, würde unseren Millionen wiederum zu Gemüte führen, daß wir einfach Selbstmord begehen würden, wenn wir unsere Landwirtschaft zugrunde gehen ließen!

Wenn dann der Minister an seine industriellen Zuhörer die Worte richtet: „Wenn wir dieses gemeinsame Ziel (die deutsche Wirtschaft wieder zur Blüte zu bringen), ins Auge fassen, und wenn Landwirtschaft und Industrie all das, was künstlich an Trennendem konstruiert wird, energisch beiseite schieben, dann kommen wir ganz sicher zu besseren Zeiten. Industrie und Landwirtschaft sind heute mehr denn je auf Gedeih und Verderb aufeinander angewiesen. Die deutsche Industrie und Landwirtschaft werden zusammen leben, oder sie werden zusammen sterben. Die klare Erkenntnis dieser Schicksalsgemeinschaft muß jetzt und in Zukunft Richtlinie unseres Denkens und Handelns sein —“ dann muß man doch erneut betonen, daß, wie gesagt, in den Kreisen der Industrie diese Erkenntnis längst Wurzel geschlagen hat! Ist das innerhalb des landwirtschaftlichen Führertums in gleichem Maße der Fall, dann steht nichts mehr dem gemeinsamen Beschreiten des Weges zum gemeinsamen Ziel — dem Wohl des Volksganzen — entgegen!

Die Kehrseite der Medaille.

Technischer Fortschritt als Ursache wirtschaftlicher Krisen.



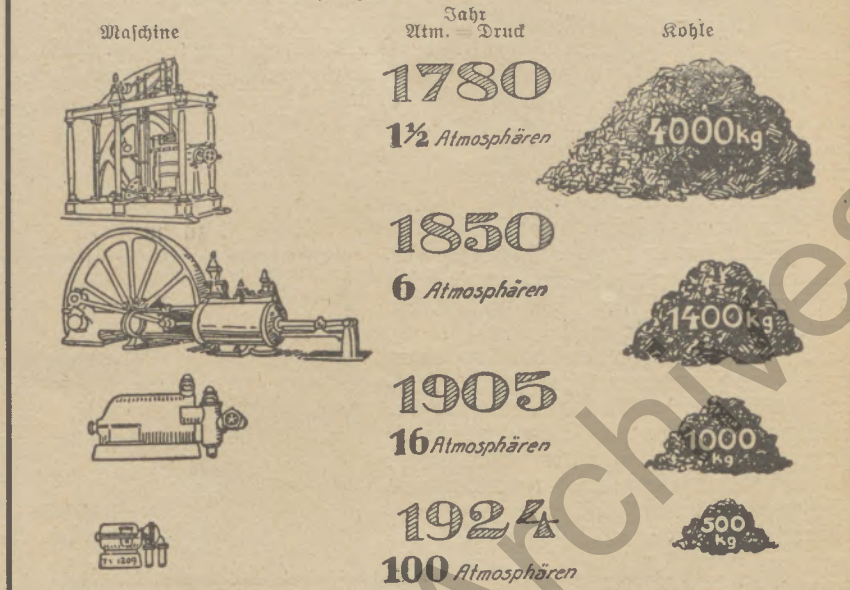
Die Steinkohle ist der wichtigste und meistgebrauchte Hilfsstoff für Industrie, Gewerbe und Hauswirtschaft. Der Besitz an Kohlenvorkommen spielt daher eine große Rolle für die wirtschaftlichen und politischen Zukunftsmöglichkeiten eines Landes. Die wichtigsten Industrieländer besitzen in ihren Steinkohlenvorkommen folgende Kohlenmengen:

Belgien	11 000 Millionen To.
Deutschland	175 437 „ „
Frankreich	16 751 „ „
Großbritannien	189 533 „ „
Vereinigte Staaten	1 986 408 „ „
In diesen Ländern sind in den Jahren 1913 und 1924 gefördert worden:	
	1913 1924
Belgien	22 800 23 400
Deutschland	140 753 118 829
Frankreich	44 640 45 000
Großbritannien	292 080 274 920
Vereinigte Staaten	517 080 505 800

Es fällt auf, daß die Gesamtheit der Förderung 1924 geringer gewesen ist als 1914. Steigern konnten ihre Förderung nur Belgien und Frankreich, alle anderen Länder haben ein Weniger zu verzeichnen. Die

Wie der technische Fortschritt den Kohlenverbrauch herabdrückt.

Für eine Leistung 1000 Kilowatt brauchte man



Gesamtförderung 1924 ist 49 Millionen Tonnen weniger als die Gesamtförderung 1914. Und trotzdem macht sich fast im ganzen Weltverkehr ein drückender Absatzmangel bemerkbar. Dieser Absatzmangel hat verschiedene Gründe: Die durch den Weltkrieg und die Nachkriegsinflation hervorgerufene Verminderung des Weltvermögens und die fast in der ganzen Welt bestehenden hohen Zollmauern haben es bewirkt, daß der Umfang des Welthandels heute um etwa 20–25% geringer ist als vor dem Kriege, d. h.: Auch die Absatzmöglichkeiten für die Kohle haben sich in annähernd gleichem Maße verringert.

Ein besonderer Grund für den Absatzmangel der Steinkohle in Deutschland liegt im Vordringen der Braunkohle. In der Zeit des Steinkohlenmangels, der in den ersten Nachkriegsjahren durch die umfangreichen Reparationslieferungen und die unruhigen Arbeitsverhältnisse hervorgerufen wurde, haben viele, überwiegend in Mitteldeutschland ansässige Steinkohlengroßverbraucher ihren Betrieb auf Braunkohle umgestellt. Es entwickelte sich eine eigene Industrie, die diese Umstellung, insbesondere auf dem Gebiet der Kesselfeuerungen, mit gutem Erfolg durchführte und die alles daran setzt, den Wiedereintritt der Steinkohle in ihr Interessengebiet zu verhindern. Der Steinkohlenmangel der ersten Nachkriegsjahre hat weiterhin die Durchführung des Motors in Industrie und Schifffahrt gefördert, die Durchführung der wärme-, also kohlesparenden Methoden in Industrie und Hauswirtschaft erzwungen und zu einer erweiterten und beschleunigten Ausnutzung der vorhandenen Wasserkrafts geführt. Aus dem letzten Grund ist z. B. der Kohlenbedarf der Schweiz gegenüber 1913 um 25% zurückgegangen.

früher in Brügge wohnten, scheint ein großer Teil sich wieder angesiedelt zu haben, denn überall sind „Tea-rooms“ und Häuser britischer Klubs.

In einer kleinen Gaststube mit schwerer Balkendecke und Wänden aus gepunztem Leder werden wir ehrfürchtig bedient wie Leute, die so aussehen, als ob... Schließlich zweifelte der Ober aber doch wohl an unserer britischen Nationalität, denn da das Essen gut und billig war, bekam er ein fürstliches Trinkgeld.

Die Zeit war vorgeschritten. Seebrügge mußten wir aus dem Programm streichen und fuhrten gleich nach

Blantenberghe.

Es wurde ungemütlich. Von See her wehte ein scharfer Wind, der den Dünenland ins Gesicht blies und den Motor zu heftigen Sprüngen zwang. Die Maschine arbeitete glänzend, in der Sidecar saß ich bequem wie im Bett; da sprang die Kette vom hinteren Rad. Sie war zu locker, und als wir mit Mühe und Not den Schaden behoben, da passierte das Malheur zum zweiten Male. Glücklicherweise drei Schritte von einer Garage, der wir den Wagen zur Reparatur gaben, während wir zum Strande pilgerten.

Die Sonne ging unter über den Wellen einer See, die nicht mehr von Minen verweht ist, nicht mehr von todbringenden U-Booten befahren wird. Deutlich hebt sich die Mole von Seebrügge heraus. Kinder spielen im Sand, und hübsche Stenotypistinnen, die neben anderen kleinen Leuten die Gäste der Vorsaison bilden, lösseln Eis in den Patisseries. Die großen Hotels nehmen die Bretterverschläge ab und rüsten für den Sommer.



Der Wagen ist inzwischen fertig geworden und trägt uns auf der unvergleichlichen

Autostraße an der Küste

Ostende zu. Die Spuren des Krieges beginnen deutlicher zu werden. In die Dünen und Deiche sind unzerstörbar die Geschützstände und Kasematten eingemauert. Findige Köpfe haben sie zu billigen Sommerwohnungen ausgestaltet, haben Fenster eingelebt und Blumen gepflanzt.

Westduyne, Ostende, Middelkerke und die kleineren Badeorte dazwischen passieren wir ohne Aufenthalt. Wo etwas zerstört war, hat man längst wieder aufgebaut. In Ostende erhebt sich ein großer Rundbau vom Umfange eines Zirkusbühnens. Es enthält ein im Augenblick leider nicht geöffnetes Panorama der Ysereschlacht. Die entsehungsbefriedigenden Kurgäste aus aller Welt werden mit angenehmem Grauen dafür sorgen, daß das investierte Kapital des Unternehmens sich verzinst.

Nieuport.

Vor dieser Stadt, bei Lombartypde, war der östliche Punkt der alten Front. Hier hebt heute das Grauen an. Unvermittelt steht man vor einer Ansammlung von Gebäuden, mit denen man im ersten Augenblick nichts anzufangen weiß. Es ist ein ehemaliger Wald, von dessen Bäumen nur die kahlen, toten, entästelten Stämme geblieben, tausendfach verwundet, mit Granatsplittern gespickt. Der Boden, auf dem sie stehen, einst vielleicht ein sanfter Moosteppich, ist heute noch zerwühlt, aufgerissen, wie die Erde nach wildem Beben. Das Ganze hat man mit Stacheldraht eingezäunt, mit einem Eingang versehen, an dem ein Wächter steht, der gegen Eintrittsgeld lusternen Fremden die „Attraktion“ zeigt. Das, scheint mir, ist das Grauensafte von allem, daß diese Stätte (ähnlich macht man es in Dismiden mit dem „Todesgraben“ und an vielen anderen Orten) furchtbarster Leiden der Menschen und der Natur ihre Wunden der ekelhaften Neugier feilhält.

Von dem einstigen Städtchen Nieuport steht auch nicht ein Stein mehr. Zwischen die Trümmer hat man neue Häuser gebaut und eine neue Kirche. Überall entstanden zuerst neue Kirchen.

Hinter der Front.

Wir nehmen den Weg über Furnes. Das stille Städtchen lag während des Krieges im belgischen Stappengebiet, weit genug von den Kanonen entfernt, um sich vor der Zerstörung zu bewahren. So stehen unversehrt die schönen, alten Renaissancebauten um den großen Markt.

Die Wege nach Dünkirchen und Ypern kreuzen sich hier. Wir fahren in den sinkenden Abend südwärts. Nebel und Dämmerung hüllen das nun wieder auftauchende Zerstörungsgebiet in nächtliche Schleier. Viele Neubauten und manche Ruine. Tiefes, stilles Schweigen. Holprige Straßen, schwach erleuchtet, zwischen vollendeten und im Bau begriffenen Häusern. Wir scheinen in

Ypern,

Die Absatzstörung macht sich naturgemäß am stärksten fühlbar im Ruhrgebiet, das 1913 etwa 80% der gesamten Steinkohlenförderung des Deutschen Reiches heutigen Umfanges leistete. Trotzdem die Förderung des Ruhrbeckens von 114 Millionen To. 1913 auf 91 Millionen To. 1924 zurückgegangen ist, befanden sich Ende 1924 5 Millionen To. Kohle auf den Halben. Bis zum 1. Mai 1925 wuchsen diese Halbenbestände auf 9 Millionen To. Wenn gleichwohl der Beschäftigungsgrad der Bergarbeiterschaft an der Ruhr noch verhältnismäßig günstig ist, so liegt das daran, daß die Zechen bestrebt sind, nach Möglichkeit Entlassungen zu vermeiden. Ein weiterer Grund liegt darin, daß die auf den südlichen, unrentabel arbeitenden Zechen entlassenen Bergleute bisher zum größten Teil in den nördlichen Bezirken eingestellt worden sind.

Nicht zuletzt im Interesse der Bergarbeiterschaft ist zu hoffen, daß sich die mit der Neubildung des Kohlenyndikats eingeleitete straffere Organisation des Absatzes erfolgreich durchsetzt und an die Stelle des durch den Druck der Kapitalnot vielfach weit unter den Gestehungskosten vor sich gehenden Wettbewerbs wieder gefestigte Absatzbedingungen treten. Reich, Bergwerksbesitzer, Reichsbahn und Arbeiter müssen mit allen Kräften bemüht sein, daß die deutsche Kohle, vorzüglich die Ruhrkohle, allen Hindernissen zum Trotz, sich wieder ihrer alten Wettbewerbsfähigkeit auf dem Weltmarkt nähert, so kann man wohl hoffen, daß die deutsche Kohle auch in Zukunft das bleiben wird, was sie bisher war: Brotgeber für viele Hunderttausende deutscher Arbeiter und wichtigster Rohstoff im Hinblick auf die Unabhängigkeit der deutschen Volkswirtschaft.

Drinnen und draußen.

Kurse über Getriebelehre. Die gegenwärtige Wirtschaftslage zwingt uns, alle Mittel anzuwenden, die eine Beschleunigung, Verbesserung und Verbilligung der Herstellung erwarten lassen. Dazu gehört in erster Linie auch, daß nicht unnötige und teure Konstruktionen verwendet werden da, wo bei genügender Kenntnis der Dinge einfache und billige Vorrichtungen den Zweck mindestens ebenso, meistens jedoch wesentlich besser erfüllen. Es gilt dies nicht zum geringsten für das Gebiet der Getriebelehre, dessen möglichst weitgehende Beherrschung wesentlich dazu beiträgt, Maschinen und Vorrichtungen aller Art wirtschaftlich herzustellen und sparsam zu betreiben. Aus diesen Überlegungen heraus ist vor längerer Zeit im Ausschuß für wirtschaftliche Fertigung ein besonderer Ausschuß für Getriebelehre gegründet worden, dessen Aufgabe es in erster Linie ist, die Kenntnis der Gesetze der Getriebelehre und ihre sinngemäße Anwendung möglichst weit in der Praxis zu verbreiten. Es ist u. a. beabsichtigt, zu diesem Zweck im Herbst d. J. eine Reihe von Kursen zu veranstalten, die vor allen Dingen für Männer aus der Praxis bestimmt sind. Zunächst soll ein Einleitungskursus und anschließend daran eine Reihe von Sonderkursen für bestimmte Gebiete stattfinden. Vorläufig sind hierfür in Aussicht genommen die Gebiete der Werkzeugmaschinen, der Textilmaschinen, der landwirtschaftlichen Maschinen und der Maschinen für das graphische Gewerbe. Es ist beabsichtigt, die Kurse an mehreren Stellen in Deutschland abzuhalten. In

Berlin sollen die einleitenden Vorträge voraussichtlich im Oktober beginnen und die daran anschließenden Kurse der Einzelgruppen an verschiedenen Orten des Reiches im Laufe des Winters stattfinden.

Die Bonner Rheinbrücke.

(Zu unserem heutigen Titelbild.)

Eine der schönsten deutschen Brücken ist die in den Jahren 1896/98 erbaute Rheinbrücke bei Bonn. Sie ist nicht nur in technischer Hinsicht bedeutend, auch wegen ihrer künstlerischen Gestaltung muß sie als eines der hervorragendsten Brückenbauwerke bezeichnet werden. Die Pfeiler und ihre Aufbauten, die Einnehmerhäuschen, die Eisenkonstruktion sind ungewöhnlich reich durchgeführt und tragen zum Teil auch dem rheinischen Humor Rechnung. Die Strompfeiler sind durch Turmaufbauten romanischer Bauart gekrönt; ähnlich sind die Einnehmerhäuschen auf den Rundpfeilern gestaltet. Wirkungsvoll sind die Geländer ausgebildet. Ihre rechteckigen Felder sind durch schräge Stäbe mit rankenartigen Ansätzen gegliedert, die Ecken durch eisengetriebene Blumenfrüchte und Blätter ausgefüllt. Unter dem Geländer läuft ein aus Kupfer getriebenes Gesims. Die Konsolen sind durch eiserne Drachenfiguren verdeckt. Die Flächen der eisernen Portale sind mit durchbrochenen eisernen oder kupfernen Bekleidungen bedeckt, die mit allegorischen Darstellungen versehen sind. Wer einmal nach Bonn kommt, muß sich die Brücke ordentlich ansehen, er wird noch



Strompfeiler-Aufbau.

vielen andere Schöne, von dem hier nicht die Rede ist, entdecken. Die eingefügten Bilder können nur eine kleine Vorstellung von der schönen Brücke geben.



Brückenzoll!



dem heißumkämpfen, zu sein. Ein Hund kläfft. Ein alter Mann zeigt uns den Weg zum Marktplatz. Gespenstisch ragen die Trümmer der Tuchhalle und der Kathedrale in das Dunkel. Der Wind heult durch das öde Gemäuer. Unser Benzin ist alle, und wir müssen die Maschine die letzten hundert Meter bis zum Hotel Regina schieben. Eine Frau öffnet die Tür, breiter Lichtstrahl fällt heraus. Wir werden freundlich bewillkommenet. Man hat uns hier empfohlen und wir werden für Holländer gehalten.

Ich schlafe schlecht in dieser Nacht. Die Mauern der eilig aufgeführten Neubauten sind dünn. Der Sturmwind rüttelt an Türen und Fenstern, deren unaufhörliches Klappern in wüste Träume hinüberspielt.

Am Tage sieht alles weniger gruselig aus; weniger gruselig, aber nicht freundlich. Der Blick des Erwachenden fällt vom Bett aus durch die breiten Scheiben auf den Marktplatz; unmittelbar hat man das vor Augen, was vom hochgetürmten Belfried der Tuchhallen übrig blieb, gegen Zusammenbruch gestützt durch mehrere Gerüste.

Ypern hatte vor dem Kriege etwa 18 000 Einwohner. Heute sind schon wieder 12 000 Menschen in neuen Bauten angesiedelt. Diese Neubauten sind merkwürdig: man hat versucht, ihnen den Stil der zerstörten Häuser wiederzugeben. Die Früh- und Spätgotik, Renaissance und Barock bilden ein buntes Gemisch. Von den ehemaligen Einwohnern sind übrigens nur wenige zurückgekehrt. Die Mehrzahl der jetzigen Bürger Yperns hat früher wo anders gewohnt. Ypern war eine reiche Stadt, und die Reichen haben es vorgezogen, in Paris, in Brüssel, an der Riviera zu bleiben, statt in die wenig amüsante, wenig Verdienstmöglichkeiten bietende Heimat zurückzukehren. Es werden

wieder etwas Spitzen fabriziert, einige Webereien arbeiten, im allgemeinen hat man sich aber auf die Fremdenindustrie eingestellt, denn zur Saison wird Ypern von Besuchern der Schlachtfelder überflutet. Augenblicklich ist es still und leer. Natürlich findet der Engländer und Amerikaner Jazzband, Tearoom und Bar. Jazzband da, wo die Granaten plätscherten, Tearoom dort, wo giftige Gase Leben zerstörten, das ist das neue Werden, das aus Ruinen blüht.

Der Andenkenhandel ist sehr geschäftig mit Führern, Karten, Gegenständen aus Gefäßmetallen. Ich nehme ein Bilderbuch mit, „Rigol-Boche“, mit nicht sehr lebenswürdigen Darstellungen des Kaisers und deutscher Soldaten, zum Ausmalen für die Kleinen. Erziehung zur Menschenliebe!

Das Trichterfeld.

Die Maschine holpert über notdürftig ausgebesserte Straßen nach St. Eloi. Die berühmte Höhe 60, an der Stelle, da die Front vom Bogen um Ypern überging zum Westschützboogen, bietet noch fast das gleiche Bild wie bei Ende des Krieges. Die drei großen Trichter links und rechts der Straße nach Messines sind gefüllt mit trübem Regenwasser, das, vom Winde aufgewühlt, wie dikes Blut den Rand bespült. Menschenknochen, Stachelndraht, Gewehrschäfte, Schuhe und Stiefel, Lederzeug, Gasmasken und tausend Schrecklichkeiten mehr liegen im Haufen umher. Und nicht nur hier: überall im weiten Umkreis ist die Erde zerwühlt, aufgerissen, würde der Pflug auf Schritt und Tritt festgehalten von Betonblöcken, Eisenstücken, Steinen und Stacheln. Man wundert sich, daß die abgeplattete Kuppel des Kammels in jungem Grün schimmert, dieser blutgetränkte Berg sollte zu ewiger Unfruchtbarkeit verdammt sein.

Plötzlich scheint uns eine Halluzination zu narren; auf einer eingestürzten Brustwehr sitzend, vernehmen wir deutlich den dumpfen Knall plakender Geschosse. Für einen Moment frampft sich das Herz zusammen, glaubt man an Hexerei, bis sich das Rätsel löst: Arbeiter sprengen „bombensichere“ Unterstände. Es wird die Arbeit von Generationen dazu gehören, diese Ländereien wieder zu den fruchtbaren Feldern zu machen, die sie vor elf Jahren waren.

Wir folgen der Straße Ypern-Menin. Von der (einstigen!) Landschaft, die sie umgab, sagt Viktor Hugo: „Die Landschaft zwischen Ypern und Menin ist sehr angenehm. Überall diese zarte Anmut, die die flandrischen Maler so sehr lieben.“ Es wird lange, lange dauern, bis diese Beschreibung, die 1914 noch Geltung hatte, wieder zutrifft.

Die Dörfer wenigstens stehen wieder. Überall da, wo alte, nicht sehr saubere Häuser waren, erheben sich jetzt lustige, helle und reine Wohnstätten. Ueber Messines-Warneton kommen wir im Tal der Oys bei Comines zur französischen Grenze. Comines war einst eine betriebsame Fabrikstadt. Heute ist zwar die Mehrzahl seiner Bewohner wieder am alten Platz angesiedelt, aber sie sind nicht am Ort beschäftigt, sondern die Arbeiter fahren täglich nach Armentieres, Tourcoing, Lille. Auch Wervicq ist neu entstanden, wie alle die Orte ringsumher.

J. Wolschendorf.

Unsere Lage in kurzen Worten.

Geld entsteht aus Ware, Geldbesitz kann nur daraus entstehen, daß man irgendeine Ware verkauft. Wenn man glaubt, Geld auf irgend eine mechanische Methode, sei es durch Notendruck oder ein anderes Verfahren, herstellen zu können, so bereitet man damit eine Geldentwertung vor.

Ware entsteht aus Arbeit und so ist letzten Endes Geld nichts weiter als aufgespeicherte Arbeit. Das erhellt am besten daraus, daß man das Geld umgekehrt wieder in Arbeit umsetzen kann, daß man für Geld eine gewisse Menge Arbeit ausführen lassen kann.

Wenn jemand arm ist, also kein Geld besitzt, wird er seine eigene Arbeit in Geld umsetzen müssen. Wenn er dann den Gegenwert seiner Arbeit sparsam behandelt, d.h. wenig davon wieder ausgibt, so wird er in Zeiten gesunder Wirtschaft, wie wir sie im Frieden hatten, die Möglichkeit einer allmählichen Ansammlung von Geld haben, die man landläufig Ersparnis nennt.

Deutschland ist zur Zeit arm, viel ärmer als man glaubt. Deutschland muß arbeiten und die Produkte seiner Arbeit, die Ware, durch Verkauf in Geld umsetzen. Wenn jeder einzelne in möglichst großem Umfange Ware erzeugt, die in Geld umgesetzt werden kann, wenn mehr Ware, also mehr Geld erzeugt wird, als gleichzeitig der Verbrauch des ganzen Volkes, wenn also im Volksganzen Ersparnisse gemacht werden, so wird der allgemeine Wohlstand des Volkes sich heben.

Das Barometer für Steigen und Fallen des Volkswohlstandes ist die Zahlungsbilanz der Volkswirtschaft. Wenn das ganze Volk mehr Geld einnimmt als es ausgibt, so wird sich das an der Mehrproduktion von Waren, die an der Landesgrenze zur Ausfuhr kommen, bemerkbar machen. Diese ausgeführten Waren werden in Geld umgesetzt, das ins Land hereinströmt. Liegen die Verhältnisse so, dann nennt man die Zahlungsbilanz aktiv.

Liegen aber die Verhältnisse umgekehrt, werden dauernd größere Warenmengen aus dem Auslande eingeführt, als wir ausführen können mangels konkurrenzfähiger Produktion, so werden also noch Geldwerte ins Ausland abströmen und mit diesem Abströmen tritt eine fortschreitende Verarmung des Volksganzen ein. Liegen die Verhältnisse so, dann nennt man die Zahlungsbilanz passiv.

Deutschlands Zahlungsbilanz ist zurzeit stark passiv. Das deutsche Volk lebt also im Zustand der fortschreitenden Verarmung.

Das zweite Gesicht.

Beobachtungen aus dem täglichen Leben.

Von L. Dahlka.

Das zweite Gesicht? Was wird denn das wohl nur sein, etwa eine Gespenstergeschichte? So werden die meisten Leser wohl fragen, wenn sie die Ueberschrift lesen. Leider weiß ich meinen Lesern und Leserinnen keine Gespenster- und Spukgeschichten zu erzählen. Nein, „Das zweite Gesicht“ ist eine Erscheinung im täglichen Leben, man könnte sie wohl mit Recht auch „die zweite Natur“ nennen. Wir begegnen dem zweiten Gesicht fast überall, bei der Arbeit, im Büro, in der Gesellschaft, selbst in der Familie und auch im öffentlichen Leben.

Ja, was ist denn nun dieses „zweite Gesicht“?

Hast du es noch nicht beobachtet, lieber Leser, daß der oder jener von deinen Arbeitskollegen beim Spiel oder in Gesellschaft sich ganz, ganz anders benimmt als bei der Arbeit? Beim Glas Bier in der Schenke ist er der lebenswürdigste, zuvorkommendste und freundlichste Mensch, den man sich denken kann, während er bei der Arbeit seine Mitkameraden schikaniert und kein freundliches Wort über seine Lippen bringt.

Dann weiter. Da ist ein Vorgesetzter, ein durchaus ehrenwerter Charakter mit einem gefühlvollen Herzen. Weil er aber glaubt, etwas von seiner Autorität als Vorgesetzter preiszugeben, wenn er mit seinen Untergebenen im freundlichen Ton verkehrt, so macht er aus seinem Herzen eine Mördergrube und bleibt ihnen ganz unnahbar. Freilich, oftmals fällt auch ein freundliches Wort auf unfruchtbaren Boden, oder es wird als Schwäche ausgelegt, doch sind wohl solche Fälle vereinzelt. In der Regel ist auch der Arbeiter für ein freundliches Wort seines Vorgesetzten dankbar und weiß es zu schätzen.

Wie oft begegnet man dem „zweiten Gesicht“ im öffentlichen Leben! Da sind Leute, die im öffentlichen Amt angestellt sind. Außer Dienst, in der Familie, in Gesellschaft usw. wahren sie streng die Umgangsformen, aber dienstlich möchte man mit ihnen am liebsten nichts zu tun haben.

Da ist ein Gelehrter von Rang und Würden, hochgeschätzt und berühmt weit und breit in seinem Fach, aber im Umgang ein Rüpel.

„Das zweite Gesicht“ ist eine häßliche Erscheinung unserer Tage, und wir sollten uns davon mit aller Energie freimachen! Es zeugt von einem unfertigen, undurchgeformten Charakter, ja von fadenscheiniger Moral! Darum mache aus deinem Herzen keine Mördergrube und zeige stets dein wahres Gesicht!

Aus dem Reich der Frau.

Die Besonnung des Säuglings. Der bekannte Leiter des Kaiserin-Auguste-Viktoria-Hauses, Professor L. Langenstein, tritt in einem längeren Artikel über das Sonnenlicht als Heilkraft sehr für die Besonnung des Säuglings ein. Zunächst weist er darauf hin, daß die Besonnung möglichst schon im dritten Lebensmonat beginne, da gerade diese Zeit für die Verhütung der englichen Krankheit von Bedeutung ist. Man soll mit kurzen Besonnungszeiten, je nach der Tages- und Jahreszeit, anfangen, im Hochsommer genügen z. B. fünf Minuten, entsprechend der Gewöhnung kann man dann die Zeit täglich etwas verlängern. Zunächst läßt man den Säugling mit nackten Beinen strampeln, in den folgenden Tagen setzt man immer größere Körperflächen der Sonne aus. Nach und nach kann man durch Seiten- und Rückenlage die Besonnung auf den ganzen Körper ausdehnen. Die Zeit wird dabei nach und nach bis auf dreiviertel Stunden gesteigert. Im Sommer sollte der Säugling noch mehrere Stunden an einem schattigen Ort im Freien bleiben, jedoch muß eine Abkühlung der Haut streng vermieden bleiben. Empfindliche Hautstellen schützt man vor der Strahlenwirkung durch Jeonjonöl. Der Kopf ist mit einem Tuche zu schützen. In der kühleren Jahreszeit und im Winter darf die Bestrahlung nur hinter geschlossenen Fenstern vorgenommen werden. Sie kann natürlich länger dauern, jedoch muß stets auf eine Auskühlung der Haut

geachtet werden, die anzeigt, daß die Zeit überschritten ist. Natürlich gelten diese Vorschriften nur für gesunde Kinder. Kranke und ernährungsgestörte sind keinesfalls einer Sonnenkur auszusetzen. Genau so behandelt kann auch das ältere Kind werden. Es darf sogar nach der eigentlichen Besonnung noch einige Zeit mit Hemd und Sandalen oder an warmen Tagen und nach Gewöhnung nackt in der Sonne herumlaufen. Dadurch wird es abgehärtet, besonders wenn es bei sonnenloser Witterung ebenfalls den nackten Körper im Freien herumtummelt.

Unsere Kleinen im Kindergarten.



Auf dem Spielplatz.



Früh übt sich, was ein Gärtner werden will . . . !

Gartenbau und Kleintierzucht.

Die Bekämpfung des Erdflohes im Kleingarten.



Welcher Hausvater und vor allem welche Hausfrau hat nicht Freude an ihrem Garten? Gibt es doch aus ihm herauszuholen, was für den Tisch bzw. zur Verbilligung des Haushalts nötig ist. Und wie freut sie sich, wenn das, was sie gesät oder gepflanzt, Tag für Tag größer wird. Bis zur Ernte vergeht jedoch eine geraume Zeit und manches gibt es zu beachten, bis aus dem Pflänzchen das geworden ist, was es werden soll.

Aus dem Tierreiche sind es zahlreiche Feinde, die den Gewächsen des Gartens nachstellen und ihnen mehr oder weniger, je nachdem ob sie in Massen oder einzeln auftreten, Schaden zufügen. Sie können den ganzen Ertrag zerstören oder doch so einwirken, daß mancher Schaden entsteht.

Da es jetzt an der Zeit ist, den Kappus oder Weißkohl zu pflanzen, so sei auf seinen speziellen Feind, den Erdfloh, aufmerksam gemacht. Er ist nicht nur den Kohlpflanzen, sondern auch den Radieschen und Rüben höchst nachteilig, indem er die jungen Blättchen der Sämlinge durchbohrt und so die Entwicklung der Pflanzen verhindert. Bei trockenem Wetter und in sonniger Lage zeigt er sich besonders massenhaft, und wir können ihn bei einem Bewegen der Pflanzen an seinen Springkünsteln sehr gut erkennen. Die Farbe des kleinen Käfers ist schwarz (Saltica Oleracea) oder gelbgestreift (Phyllotreta undulata). Diese Tiere ganz zu vernichten, wird wohl kaum zu erreichen sein, jedoch ist es durch kleine Mühen möglich, ihre Zahl erheblich zu verringern. Nachstehende Mittel seien als besonders wirksam empfohlen:

1. Man legt den Samen einige Stunden in Salzwasser (zu einer Ober-tasse Wasser ein halber Eßlöffel Salz) und trocknet ihn nachher an einem sonnigen Fenster auf Papier.
2. Man bestreut den Samen nach dem Säen mit Ruß, bevor er zugeharkt wird. Auch wird empfohlen, die Pflanzen mit Ruß zu bestreuen, doch müssen sie vorher begossen worden sein, damit der Ruß anlebt. Es ist dies des öfteren zu wiederholen. Der Ruß, der jedoch nicht frisch ge-bräutet werden darf, bringt zugleich ein kräftiges Wachstum der Pflanzen hervor und ist das sicherste Mittel gegen Krost, von welchem verschiedene Pflanzen, z. B. Bietbohnen, Sellerie u. a. oft befallen werden.
3. Sobald sich der Erdfloh zeigt, näßt man die zu schützenden Pflänzchen mit einer Brause und streut dann Tabakstaub recht stark darüber, wo-durch nach kurzer Zeit das Insekt getötet wird. Wenn der Staub durch Regen abgespült wird und der Erdfloh sich wieder zeigt, so ist dieses Verfahren zu wiederholen. Eine gleiche Wirkung haben Holzasche, ganz fein pulverisierter Kalk und Gips, auf die Blätter der Pflanzen ge-streut, solange sie vom Tau, vom Regen oder vom Ueberbrausen noch naß sind. Sollte diese Bedeckung vom Regen oder infolge des Begießens abgespült werden, so muß das Bestreuen so lange wiederholt werden, bis das starke Wachstum die Zerstörung der Pflanzen nicht mehr be-fürchten läßt.
4. Wenn der Erdfloh sich nach dem Versehen der Pflanzen einfindet — was häufig vorkommt —, so ist das Wegfangen jedenfalls das sicherste Mit-tel, welches auf folgende praktische Weise mit dem besten Erfolge bei einer Kappuspflanzung ausgeführt worden ist: Zwei Pappdeckel von 60 qcm, der Bequemlichkeit wegen in Form eines halben Mondes, die gerade Seite aber in der Mitte etwas ausgehöhlt und die Oberfläche mit Teer oder Delfarbe bestrichen, wurden von 2 Personen unter die mit Erdflohen bedeckte Pflanze so gehalten, daß diese davon einge-schlossen wurde. Beim Berühren der Pflanze mußten die Tiere darauf hüpfen. So ging man von Pflanze zu Pflanze durch die Reihen und konnte nach Verlauf einer halben Stunde fast alle Erdflohe, mit denen die Pflanzen des ganzen Beetes wie besät waren, auf dem Pappdeckel wegstören.

Ist die Pflanze erst so weit, daß sie das 4. Blatt entwickelt hat, so ist es nicht mehr notwendig, die Pflanze zu schützen.

Um stets frische Karotten zu haben, sind wiederholte Aussaaten alle 3 bis 4 Wochen im Frühjahr und Sommer zu machen. Man verwendet am besten tensämaschine. Bei der Handsaat fällt der Samen viel zu dicht. Die jungen Pflanzen müssen frühzeitig verzogen werden, da ein zu dichter Stand die Ent-wicklung ungünstig beeinflusst und damit die Ernte verringert. Recht häufige Bodenlockerung zwischen den Reihen und Freihaltung des Bodens von Unkraut während des Sommers ist nötig. Die Ausaat ist bis Anfang August recht gut möglich. Ländereien, auf denen Frühherbst, Winterkopsalat, Spinat oder Steckzwiebeln gestanden haben, sind für eine Ausaat brauchbar. Eine Aus-saat Juli bis August liefert meist noch recht gute Erträge und versieht uns aus dem freien Lande mit jungen Karotten bis in den Winter hinein. Eine Aus-saat, die Ende August bis Anfang September erfolgt, kann, wenn man die Pflanzen gegen stärkere Fröste durch Ueberdecken mit Tüchtnetzweigen, Nadelstreu usw. deckt, im Winter und im darauffolgenden Frühjahr uns mit dem nötigen Frischgemüse versetzen, was namentlich unter günstigen klimatischen Verhält-nissen leicht durchführbar ist.

Turnen und Sport

Der Schleudersprung.



Mit den folgenden kurzen Ausführungen möchte ich auf eine turnerische Gesellschaftsübung hinweisen, die einige Jahre vor dem Kriege unter dem Namen „Ge-wehrsprung“ in der deutschen Armee hier und da ge-pflegt wurde, aber nicht so bekannt geworden ist, wie sie es ihrem Übungsgehalt nach wohl verdiente. Ich selbst habe sie nicht aus der Praxis kennen gelernt, son-dern durch eine Beschreibung im „Jahrbuch der Turn-kunst“. Die Übung wurde von mir mehrmals in Schau-turnen jugendlicher und Erwachsener mit gutem Erfolg angewandt. Es lohnt sich also auch vielleicht von diesem

Gesichtspunkte aus, auf diese nach außen ebenso wirksame wie ihrem inneren Übungsgehalt nach vortreffliche Übung aufmerksam zu machen.

Die Aufstellung der Mannschaft zur Übung geschieht in folgender Weise: Je zwei Turner — die Schleuderer — fassen mit beliebigem Griff in aufrechter Haltung die beiden Enden eines etwa 1,50—2,00 Meter langen, hinreichend star-ken Stabes. (Beim Militär wurde hierzu das Gewehr verwandt; daher der Name Gewehrsprung). Auf der Mitte des Stabes nimmt ein Turner — der Springer — bei leicht nach vorne geneigtem Oberkörper eine nicht zu weite Grätschstellung mit durchgedrückten Knien ein. Er stützt sich mit den Händen leicht auf die Köpfe der beiden inneren Schleuderer. Hinter den Springer tritt ein Helfer, dessen Hände den Springer am Gesäß stützen. Diese sechs Turner nehmen Aufstellung hinter dem Sprunggerät und zwar in einem Abstand von 1,50—2,00 Meter je nach der Höhe der Sprungsnur. Vor dem Sprunggerät (an der Seite des Niederprungs) stehen 4—6 kräftige und vor allem geistesgegen-wärtige Turner zur Hilfe bereit. Als Niederprungsstelle dient am besten eine Sprunggrube oder Sprungmatten in genügender Anzahl.

Bei Ausführung der Übung übernimmt am zweckmäßigsten der Helfer das Kommando. Auf „Achtung!“ nimmt die Mannschaft die oben beschriebene Ausgangsstellung ein. Auf das Kommando „eins“ senken die Schleuderer lang-sam gleichmäßig den Stab durch leichtes Kumpfen und Kniebeugen. Der Helfer folgt dieser Bewegung durch tiefes Kniebeugen. Auf „zwei“ werfen die Schleuderer durch schnelles Strecken der Knie und des Rumpfes und kräftiges Arm-beugen den Springer senkrecht hoch, während der Helfer ihn mit mähtiger Kraft nach vorne drückt. Der Springer verharrt bis zum erfolgten Hochschleudern in der Ausgangshaltung; er darf also seinerseits nicht durch Springbewegungen die Arbeit der Schleuderer und des Helfers unterstützen wollen, weil dadurch meist eine Gegenbewegung stattfindet, die den Sprung leicht mißlingen läßt. Die Körperhaltung während des Fluges ist, abgesehen von der Grundforderung des leicht vorgebeugten Oberkörpers, dem Springer überlassen. (Beintätigkeiten und Drehungen des Körpers um die Längen- und Breitenachsen gestalten die Übungen mannigfaltiger.) Die Hilfe stehenden Turner müssen den Springer noch in der Luft erfassen, um bei der Höhe des Sprunges (bis 4 Meter) die

Der Wert des Schleudersprungs — diese Bezeichnung wählte ich nach dem Wesenskern der Übung — ist sehr mannigfaltig. Die Übung stellt hohe An-forderungen an Mut, Geschicklichkeit und Geistesgegenwart des Springers und der Hilfestellenden. Von Schleuderern und Helfer verlangt sie höchste An-passungsfähigkeit, um durch peinlich genaues Zusammenarbeiten ein richtiges Gelingen des Sprunges zu sichern.

Vom Verein für Rasensport 08, Gelsenkirchen.



Die Ligamannschaft

B. I. n. r.: Wjzorek, Marquardt, Pawelzik, Wrobel, Lang, Palwik I, Adler, Karnhoff, Palwik II, Perzinski, Ziemann, Büttner.



Die Alte Herren-Mannschaft

Hemshorn Luig Bojahr Kampfschulte Sormann
Höhmänn Krause August
Adler Görh
Mirges
Mirges jun.

Vom Verein „Spiel u. Sport Schalke 96“.



Augenblicksbild aus dem Pfingstspiel S. S. Schalke — Rasensport 08 (4:2).

etwa 500 Mitglieder. Die Spiel-Mannschaften des Vereins gehörten von jeher zu den beliebtesten Gegnern. Herzliche Freundschaft verband und verbindet den Verein auch heute noch mit vielen Vereinen des Verbandes. Das Jahr 1914 sah den Verein in stolzer Blüte. Dann wurde der Weltkrieg auch ihm zur Katastrophe. Begeistert eilte ein großer Teil der Mitglieder zu den Fahnen. Leider kehrten allzu viele nicht heim. 63 liebe, treue Kameraden sind auf dem Felde der Ehre geblieben.

Allmählich fakte der sportliche Gedanke wieder festen Fuß. Zunächst wurde mit dem größten Gelsenkirchener Turnverein, dem Turnklub Gelsenkirchen 1874, eine Interessengemeinschaft geschlossen und später, alle kleinlichen Bedenken hintenansehend, eine Vereinigung herbeigeführt. Der neue Verein führte den Namen „Gelsenkirchener Turn- und Spielverein 1874/96“.

Am 7. 9. 1896 wurde der Verein unter dem Namen „Verein Spiel und Sport Schalke“ gegrün-det, und am 16. 5. 1897 konnte das erste Fußball-wettspiel ausgetragen wer-den. Am 5. 1. 1901 erfolgte der Eintritt in den rhein-s-westf. Spielverband, den heutigen Westdeutschen Spielverband, und später mit diesem in den deutschen Fußballbund.

Vor dem Kriege war Spiel und Sport Schalke der größte Sportverein Westfalens und zählte

Seit Januar 1924 ist der alte Name wieder zu Ehren gekommen. Der Verein führt jetzt wieder den stolzen, weit über die Grenzen unserer Heimat bekannten Namen: „Verein Spiel und Sport Schalke 96“.



Liga-Mannschaft des „Verein Spiel und Sport Schalke 1896 e. V.“
Von links nach rechts: Ubrig, Sprenger, Projahn, Hagemeier, Raftner, Bogdan, Grund, Köster, Rehbein, Al.-Albenhausen, Ebert, Römer.

Nachstehend einige Wettspiel-Ergebnisse aus letzter Zeit:

am 15. 2. 25 gegen Sportverein Hattingen	5:0
am 22. 2. 25 gegen B. f. J. Hörde	6:0
am 1. 3. 25 gegen Kray 04	4:3
am 8. 3. 25 gegen B. f. L. Essen	1:2
am 23. 3. 25 gegen Fußballbund B.-Vorbeck	2:0
am 5. 4. 25 gegen B. B. Wattenscheid	4:1
am 10. 4. 25 gegen Rasensport 08	2:5
am 12. 4. 25 gegen Rasensportverein Hagen	2:1
am 13. 4. 25 gegen Sportfreunde Lüdenscheid	4:2
am 19. 4. 25 gegen Hüllen 07	3:1
am 25. 4. 25 gegen Spielverein Rotthausen	4:1
am 3. 5. 25 gegen B. f. L. Essen	2:1
am 10. 5. 25 gegen B. f. L. Hörde	5:4
am 16. 5. 25 gegen Preußen Wanne	4:0
am 17. 5. 25 gegen Union Recklinghausen	4:1
am 17. 5. 25 gegen Westfalia Herne	6:2
am 1. 6. 25 gegen Rasensport 08	4:2

Bücherschau.

Das Juniheft der Bergstadt, der Jahrtausendfeier der Rheinlande gewidmet, ist ganz besonders reich und prächtig ausgestattet. Es ist Freude und Genuß, das schöne Heft zu durchblättern, über dessen Seiten künstlerisch wertvolle Bilder der schönsten Plätze des Rheinlandes und bedeutender Denkmäler rheinischer Kultur verstreut sind. Die schönen, zart getönten Offsetbilder sind besonders anzuerkennen. Eingeleitet wird das Heft durch einen Aufsatz von Professor Brede „Tausend Jahre rheinischer Kulturarbeit“. Dem gleichen Gedankenkreis gehört ein Aufsatz von Michael Beder „Rheinische Totals Auslöser rheinischer Kräfte“ an. Ein Aufsatz von Prof. Ludwig Keller über den jüngst verstorbenen „Eduard von Gebhardt“ reiht sich glücklich in das Rheinlande-Heft ein. Das malerische Lahn-Tal schildert in Wort und Bild ein Aufsatz des Malers Fritz Preiß. Unter den Gedichten finden sich Kostbarkeiten wie der „Frühling“ von Josef Ponten in Faksimile, die „Rheinfahrt mit der Mutter“ von Bloem, „Rheinland“ von Otto Brues, das „Wie mer alt weed — wie mer jung bliew“ in Kölner Mundart von Schneider-Clauß, die „Nacht bei Wesel“ von Martin Boelz u. a. m. Wilhelm Schäfer ist mit der Skizze „Caub“ vertreten, Jakob Kneip mit dem „Pflüger“. Rheinischer Humor und rheinische Lebensweisheit finden ihren Widerhall in der Anekdote „Die Bratwurst“ von Müller-Schlösser, und in „Mein Freund Franz Georg“ von Willi Gutting. Mit Freude finden wir Paul Keller in seinen kleinen Skizzen „Von meinem Großvater“ vertreten, in denen er in seiner anheimelnden und trauten Art erzählt.

„Das Handballspiel.“ Die DSB hat in schmucker Form eine neue Auflage der Handballregeln herausgegeben. Das Regelwerk erscheint gegen früher wenig verändert. Weiter ausgeführt wurde die Anleitung über Technik und Taktik, was sehr zu begrüßen ist. Die Uebersicht über die Regeln wird durch ein reichhaltiges Schlagwortverzeichnis sehr erleichtert. Das Heftchen ist zu beziehen zum Preise von Mk. 0,50 durch die Geschäftsstelle der DSB, München, Romanstraße 67 (Postcheckkonto 31690 München).

„Der Wettkampf.“ Mit der starken Entwicklung der Leichtathletik wurde die Durchführung eines Leichtathletik-Sportfestes zu einer immer schwereren Aufgabe. Namentlich die einwandfreie Vorbereitung inner solchen Veranstaltung erfordert eine solche Fülle von technischer und organisatorischer Arbeit, daß es fast unmöglich wurde, nichts zu vergessen. Die kleinsten Unterlassungsgründe rächte sich aber meist später bei der Durchführung der Veranstaltung und trug ihr nur zu leicht den Pressermerk „schlecht organisiert“ bei. Ein Ratgeber für die Durchführung leichtathletischer Veranstaltungen wurde mehr und mehr Bedürfnis. Dr. Ostrop-Münster hat diesem unter dem Titel „Der Wettkampf“ abgeholfen. Das Büchlein nimmt den Veranstalter „Das Denken an alles“ ab. Eine Veranstaltung, die dem Wettkampf-Buch entsprechend vorbereitet und durchgeführt wird, muß unbedingt ein voller Erfolg werden. (Verlag der DSB-München).

Aus Hütte und Schacht.

Familiennachrichten.

Geburten:

Einen Sohn: Horst, Marian Stefanski, Lohnbüro. — Werner, Wlth. Dorn, Gasgebläse. — Norbert, Stefan Dziadowski, Rohrbau 3. — Erich, Karl Junghofer, Halle. — Johann, Josef Buczinski, Radiatoren. — Walter, Herm. Hippe, Halle. — Otto, Anton Müller, Halle. — Kurt, Konrad Ruffer, Mech. 1.

Eine Tochter: Irmgard, Wladislaus Gostomski, Hängebahn. — Irmgard, Albert Stratmann, Abfluß. — Hilde, Johann Marczinowski, Radiatoren. — Herta, Adolf Wolf, El. Hängebahn. — Irmgard, Wilhelm Peter, Baubetrieb Hochöfen. — Ingeborg, Herm. Sombrowski, Abt. 1/3.

Heiraten: Ferdinand Hömberg, Rohrbau 3. — Arnold Heeterens, Abt. 1/3. — Emil Rogowski, Hauptwerkstatt. — Otto Lasowski, Bahnbetrieb.

Sterbefall: Ehefrau Ida, Fritz Keller, Abfluß.

Kleine Anzeigen.

Werkangehörige können kleine Anzeigen über Käufe, Verkäufe, Wohnungsangelegenheiten usw., die **kostenlos** aufgenommen werden, an die Schriftleitung von „Hütte und Schacht“ einreichen.

Wohnungstausch ! Wohnungstausch !

Tausche meine Zwei-Zimmer-Werkwohnung gegen eine Drei-Zimmerwohnung, auch privat, in Bülme oder in Nähe der Hochöfen.

Kelch, Hüllen, Germanenstr. 38.

Wohnung mit zwei schönen großen Zimmern geg. gleiche Wohnung in der Nähe des Werks zu vertauschen.

Johann Richartz, Rotthausen, Gottfried-Strasse Nr. 10.

Theatergesellschaft «Gut Spiel» Hüllen Gegründet 1904

Sonntag, den 5. Juli 1925, veranstaltet der Verein im Garten der Hüller Mühle seine erste

Freilicht- Aufführung Der Goldbauer

Originalschauspiel in 4 Akten von Charlotte Birch-Pfeifer. / Zeit 1812. / Ort: Das bayr. Gebirge

Eintrittspreis:
70 Pfennig. / Anfang 5 1/2 Uhr.

Die psychologische Begutachtungsstelle

der Gelsenkirchener Bergwerks-Aktien-Gesellschaft, Abteilung Schalke
(Hauptverwaltungsgebäude Hochöfen)

begutachtet

1. Lehrlinge und jugendliche Hilfskräfte aller Berufe bis zum Alter von 16 Jahren. Ausführliche schriftliche Begutachtung Mk. 7.50
2. Gelernte Facharbeiter und Angestellte für Handwerk, Industrie und Handel. Ausführliche schriftliche Begutachtung Mk. 15.—
3. Besondere Begutachtung oder Berufsberatung (auch für Private) nach Vereinbarung.

Schriftliche Meldungen sind zu richten an:

Psychologische Begutachtungsstelle
Gelsenkirchen

Fernruf: 441—448 Hochöfen. Nebenstelle.

Hochöfen

Die Begutachtungsstelle kann von Firmen, Körperschaften, Schulen, wie auch von Privatleuten in Anspruch genommen werden.